

## Die Schnitzereien aus dem Trierer Arenakeller.

### I. Die Rostvindta-Scheibe.

Von Dr. Paul Steiner, Trier.

(Hierzu Taf. IX)<sup>1</sup>.

Die Ergebnisse der großen und bedeutsamen Ausgrabungen im Amphitheater in den Jahren 1905 bis 1909, die zur Entdeckung und zur Aushebung des Arenakellers führten, sind leider bisher noch nicht veröffentlicht worden<sup>1</sup>. In einem kurzen Vorbericht<sup>2</sup> wird u. a. ein interessantes Fundstück aufgeführt, eine runde Knochenscheibe<sup>3</sup>, mit einer doppelzeiligen Inschrift, die „nach der Bestimmung von Prof. Edw. Schröder in Göttingen im neunten Jahrhundert geschrieben ist“. Sie wurde als Beleg für eine kirchliche Benutzung des Kellers im Mittelalter in Anspruch genommen.

Dieses wichtige Stück sei hier einer kurzen Betrachtung unterzogen. Es befindet sich jetzt im Rheinischen Landesmuseum Trier (Inventar-Nr. 09,865, Nr. des Fundverzeichnisses 103). Gefunden wurde es im westlichen Kreuz des Arenakellers<sup>4</sup>, in oder unmittelbar unter einem fast durch den ganzen Keller, unter einer Abbruchschuttschicht sich hinziehenden dicken, stellenweise doppelten Torflager. Genauere Fundumstände sind leider nicht bekannt.

Die Scheibe ist nicht kreisrund. Ein mit dem Radius der Querachse vom Scheibenrand bei XI (Taf. IX) geschlagener Kreisbogen schneidet die anderen Achsenlinien sämtlich außerhalb des Scheibenrandes und zwar in folgenden Abständen vom Rande: bei U = 5, bei O = 4, bei R = 2,5 mm. Die Scheibenradien haben vom Mittelpunkt des Loches in der Mitte gemessen folgende Längen: nach links (L) 62,5 mm, nach rechts (R) 60,5 (= Durchmesser 123), nach oben (O) 58, nach unten 59 (= Durchmesser 117). Die Querachse L—R deckt sich mit der Mittellinie zwischen den Lücken in der Schrift (sie verbindet die Stiftlöcher IV und XI); die entsprechende senkrechte Mittellinie dagegen steht im spitzen Winkel zur Achse O—U, 3,3 mm links vom Mittelpunkt (von U nach 7). Das ist für die Anbringung des gleich zu besprechenden Schmuckes nicht unwichtig.

Die Dicke der Scheibe schwankt zwischen 4 und 6 mm. Die Kante ist abwärts nach innen abgeschrägt und glattgearbeitet. Die Oberseite war sauber poliert. Sie ist braun verfärbt. Die Unterseite ist heller, nicht geglättet, nicht weiterbearbeitet, zeigt vielmehr lediglich die löcherige Beschaffenheit des glatt abgesägten oder abgedrechselten Knochens, am Rand entlang in 4 und 6 mm Abstand eine Rille, von einer zweiten, stellenweise einer dritten begleitet. Der Abstand ist nicht überall gleich; auch ist die Eintiefung nur gering und ungleichmäßig: Diese Rillen sind eben nicht zum Schmuck angebracht, sondern sie deuten nur einen Arbeitsvorgang an.

<sup>1</sup> Zur Zeit ist Dipl.-Ing. Nagel mit den Vorbereitungen dazu beschäftigt, wobei auch die seither, vor allem bei den Restaurierungsarbeiten gemachten vielen Feststellungen verarbeitet werden. Es ist zu erwarten, daß man dadurch zu wertvollen Aufschlüssen über die Baugeschichte des Amphitheaters gelangen wird.

<sup>2</sup> V. Bericht der Röm.-German. Kommission 1909 (Museographie für das Jahr 1908/9) S. 28 f. und 64. — Röm.-Germ. Korresp.-Bl. II 1909 S. 85. — Trier. Jahresber. III 1910 S. 22. Vgl. dort auch S. 9 mit Plan des Kellers.

<sup>3</sup> In den ersten Mitteilungen heißt es irrtümlich „Lederscheibe“, wohl veranlaßt durch das im feuchten, torfigen Fund-Boden dunkel gefärbte Äußere und den bei der Auffindung zweifellos noch weichen Zustand des Knochens und vielleicht auch auf Grund der rauhen Unterseite.

<sup>4</sup> Raum A des Planes. (Dieser auch im Führungsblatt des Landesmuseums Trier „Das Amphitheater zu Trier“ und sonst oft.)



Die Scheibe ist heute nicht mehr eben, sondern verzogen und verworfen, wohl durch die Einwirkung der Bodenfeuchtigkeit und durch ungleichmäßigen Druck. Sie war schon bei ihrer Auffindung eingerissen und in zwei ungleiche Teile zerbrochen, deren Ränder nicht mehr aneinanderpassen und nicht geleimt werden können.

Man bemerkt verschiedene Bohrlöcher. Zwei davon (in der 1. Schriftzeile zwischen T und S in Rotsvintda und vor sum eho) sind mit passenden Stöpseln aus Bein sorgfältig wieder verschlossen. In anderen stecken noch Reste von Metallstiften. Eine Eintiefung hinter ANCELLA XPI ist zwar tief, aber nicht ganz durch gebohrt mit trichterförmigem Rand. Da die sonst vorkommenden Punkte — es sind nur zwei, wenn man die leichten Einbohrungen hinter Eho und hinter SPV überhaupt als Interpunktionen neben den beiden blattförmigen anerkennen will, — sehr viel kleiner sind, so ist sie vielleicht ebenfalls als ein nicht fertig gewordenes und aufgegebenes Befestigungsloch anzusehen. Groß ist das Loch in der Mitte (4,5 mm). Es liegt etwas außerhalb des Mittelpunktes der Scheibe um 1 mm nach U verschoben. Auf der Unterseite sieht man um dieses Mittelloch herum leicht eingetieft, aber nicht glatt gearbeitet, eine Art Nietkopflager von 7,5 mm Durchmesser.

Um das Mittelloch stehen im Kreis kreuzförmig angeordnet mit 26,5 und 27,5 mm Achsenabstand, also nicht genau auf einer Kreislinie, vier kleinere Bohrlöcher. Die zwei unteren rechts haben noch Metallreste, sowie davon ausgehende Verfärbungen um das Loch herum aufzuweisen, das oberste eine Kringel (Nietkopf?)-spur von 8 mm Durchmesser.

Bei U ist ein zweites großes Loch. Es setzt 5 mm vom Rand an, ist nicht kreisrund, wie das Mittelloch, vielmehr oval,  $4,5 \times 3,5$  (auf der Unterseite nur  $3,5 \times 3$  mm).

Auf der entgegengesetzten Seite bei O stehen 5 mm vom Rand entfernt mit 21 mm Achsenabstand zwei mittelgroße Durchbohrungen, in dem rechts noch Metall-(Eisen-)reste, das andere nach dem Rand zu ausgebrochen. Letzteres ist von einer teilweise deutlichen Randspur eines Nietkopfes von 5 mm Durchmesser umgeben. Auf der Unterseite ein 5 mm langes Lager eines Stiftes, der hier durchgenietet und dann umgeschlagen war.

Außer diesen Durchbohrungen in der Scheibenfläche sind am Rand die Spuren von 14 senkrechten Bohrungen zu erkennen (Nr. 1—14. 7 ist unsicher); ferner 14 Querböhrungen (I—XIV), die wagerecht in die Scheibe hineingehen, und zwar bis 6 mm tief. Zwei davon erscheinen mißglückt: XI, das an der Oberfläche heraustrat und diese beschädigte, und VII, das zweimal gebohrt wurde. Diese wie auch VIII liegen auf der Unterseite offen; sie sind also nicht richtig angelegt und daher ausgebrochen.

Zur Deutung dieser Bohrungen läßt sich folgendes sagen: die beiden kunstvoll verschlossenen Öffnungen sind wohl Fehlbohrungen, die wieder zugestopft werden mußten. Die fünf mittleren Löcher dienten unverkennbar zur Befestigung eines Schmuckes in Kreuzrosettenform. Auf die Rosette deuten rund verbreiterte Spuren um die Löcher herum hin. Vom Mittelschmuck zum Rand gingen Kreuzarme von etwa 7 mm Breite, die wahrscheinlich, dem Stil der Zeit entsprechend, nach den Enden sich verbreiterten. Ihre Spuren sind ebenfalls noch durch dunklere Färbung, rechts anscheinend auch noch durch feine Ritzlinien gesichert. Am Rand waren sie entweder durch Umbiegen oder durch Unterschieben unter einen Randschlag befestigt. Dies muß aus dem Fehlen von Nietlöchern an den Enden geschlossen werden.



Das große Loch unten dürfte zur Anbringung der Verschlussvorrichtung gedient haben; denn daß die Scheibe der Deckel einer Pyxis war, ist nicht zu bezweifeln<sup>5</sup>. So sind die beiden Löcher auf der entgegengesetzten Seite bei O zur Befestigung eines Scharniers bestimmt gewesen.

Wozu dienten die Bohrungen am Rande und in demselben? Sie sind nur zu erklären durch einen schmalen metallenen Randbeschlag: die wagerechten Bohrungen waren zur Aufnahme von Stiften bestimmt, durch die die einzelnen Teile seitlich an den Rand befestigt wurden. Dabei deuten die nahe beieinanderstehenden Löcher (VII/VIII, IX—XI und XIII/XIV) jene Stellen an, wo die Teilstücke zusammenstießen. In den senkrechten Stiftlöchern hat man sich Nieten zu denken. Ihr Zweck läßt sich verschieden deuten: Sie hatten entweder den Rand oben und unten anzukleppen oder vielleicht eine Metallplatte, die als Bedeckung der rohen Unterseite anzunehmen ist, zu befestigen. In diesem Falle faßte vielleicht der Randbeschlag, u-förmig gebogen, Deckplatte und Scheibenrand fest zusammen. Aber aus dem Umstand, daß die senkrechten Bohrungen den leicht abgeschrägten Rand immer gerade nur angeschnitten haben, ist zu schließen, daß der Randbeschlag ringsum gleichmäßig etwas überstand, möglicherweise weil der Rand der Unterlagscheibe nach oben umgebogen war, also etwas aufstrug. Oder aber es ist hier ein Verschlussrand anzunehmen, wie er bei einem zum übergreifen in einen entsprechenden Falz des Büchsenrandes, wenn nicht gerade nötig, so doch üblich ist. In der Regel ist er aus dem Werkstoff des Deckels herausgedreht. Hier könnte er aus Metall angearbeitet gewesen sein, wohl zusammen mit dem Randbeschlag. Daraus würde sich ein Überstehen seitlich über den Rand der Scheibe hinaus leicht ergeben. Die Frage bleibt immerhin, wie der Deckel bei seiner mangelhaften Kreisform auf die Büchse passend gemacht werden konnte. War er flach aufgelegt, so fällt diese Schwierigkeit fort. Möglich ist es aber wohl auch, daß die Scheibe ihre Kreisform erst nachträglich verloren hat.

Trotz dieser Schwierigkeiten können wir das ehemalige Aussehen der Knochen-scheibe mit einiger Sicherheit wiederherstellen.

Daß es eine kostbare Reliquie war, ist nicht anzuzweifeln. Deshalb wird man Gold als Schmuckbelag annehmen dürfen, um so mehr, da auch Oxydations-spuren nicht zu erkennen sind. Auf dem Schmuckbelag waren Verzierungen, ich denke mit Edelsteinen, Gemmen oder buntem Glas, angebracht, wie es der Kunstgeschmack des frühen Mittelalters liebte. Von fränkischen Schmuckstücken, Goldbrotschen u. dergl., sind viele schöne Beispiele solcher Art bekannt. Erinnert sei auch an die Gemmenkreuze, an den Schmuckbelag von Buchdeckeln und auch an die prächtigen Weihekronen (u. a. des Königs Rek-svinth, eine der Rots-vintda verwandte Namensbildung übrigens) im Cluny-Museum. Vgl. Venturi a. a. O. Bd. II. S. 87, Fig. 73 u. a. m.

Dieses wertvollen Edelmetallschmuckes ist die Scheibe beraubt worden und zwar gewaltsam. Man sieht nämlich noch die Spuren des Werkzeugs (eines Messers oder Dolches), mit dem es abgesprengt wurde. Ließen sich Gold und Steine leicht materiell verwerten, so war der Rest für den Plünderer unverwendbar und wurde fortgeworfen.

<sup>5</sup> Man könnte auch an eine selbständige Schmuck-Scheibe denken etwa von der Art wie die von Engeln gehaltene Scheibe mit Kreuz auf einer Elfenbeintafel im Vatikan: Vgl. Goldschmidt, Die Elfenbeinkulturen 1. Bd. Nr. 13, Taf. VII, oder die von den Aposteln Petrus und Paulus über einer Jungfrau wie eine Gloriole gehaltene Scheibe auf der Tür von Santa Sabina in Rom, vgl. Venturi, Storia dell'arte Italiana, Bd. I. Fig. 322.



Und damit haben wir auch die Erklärung für die Auffindung gerade an dieser Stelle: unsere Scheibe ist wie die am gleichen Orte gefundenen wertvollen geschnittenen Elfenbeinpyriden<sup>6</sup> als Bestandteil einer Diebesbeute anzusehen. Es mögen auch plündernde Volksfeinde, wie etwa die Hunnen, gewesen sein, die ein Heiligtum beraubten, das hier in der Nähe gelegen haben wird. Was sie nicht brauchen konnten, warfen sie fort und zwar in einen Sumpf, der vor ihnen lag: denn ein solcher hatte sich nach Verfall des Amphitheaters im Laufe der Zeit an der Stelle des Arenakellers gebildet.

Jedenfalls nicht von weither werden die heiligen Geräte des Arenakellers stammen. Aber die Vorstellung, daß der Arenakeller oder auch nur ein Teil desselben „noch im 9. Jahrh. nach Chr.“ für christlich-religiöse Zwecke benutzt worden sei, ist ganz unwahrscheinlich. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die Eindeckung des Kellers, die aus Holz war, sich so lange gehalten haben könnte.

Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch im Trierer Amphitheater eine christliche Verehrungsstätte gewesen wäre, wie das für viele heidnische Arenen nachgewiesen ist, wo Märtyrerblut floß. In Trier war der dafür geeignetste Platz das stadtfseitige Vomitorium, der überwölbte Eingang, der allzeit offen geblieben<sup>7</sup> und doch bei der Steinentnahme nicht zerstört worden ist. Im Gegenteil, er zeigt noch weitgehende Reste eines groben weißen Verputzes, auf dem noch ornamentale Bemalung in einfachen Farben (in Rotbraun-Schwarz-Gelb) zu erkennen ist<sup>8</sup>. Ihrer ganzen Art nach möchte ich Verputz und Bemalung für frühestens spätantik, eher noch frühmittelalterlich halten.

In diesen katakombenartigen Raum, beim Volk „Kaskeller“ (und danach die ganze Anlage) genannt, kann man sich gut ein Oratorium, einen Betraum vorstellen. Dort mögen die Reliquienbehälter aufgestellt gewesen sein, deren Reste man in den Torfschichten eines ausgetrockneten Sumpfes wieder aufgefunden hat.

Die Inschrift auf der Knochenscheibe lautet:

1. Zeile: in Xro (= Christo) nomíne · | Rotsvintda · | ancella Xri ·  
(= Christi) | sum eho ·
2. Zeile: in nomine | patris et filii | Sps · (= Spiritus) sci (= sancti)  
am | en Allelua (so!).

Die Buchstaben sind kunstlos und ungleichartig in der Ausführung, aber nicht ohne gutes Raumgefühl verteilt, wenn sie auch nicht auf gleicher Linie stehen. Sie sind scharf geschnitten, von dreikantigem Querschnitt. Sie und da ist das Schnitzmesser ausgeglitten, besonders bei den senkrechten Linien. Von einer Verzierung ist außer einem roh vorgeritztem S bei SPV und am Schluß von

<sup>6</sup> Vgl. die später folgende Mitteilung II.

<sup>7</sup> Vgl. die Zeichnung aus dem 17. Jahrh. von Wiltheim, abgeb. im Trier. Heimatbuch (1925) S.240 Abb.2.

<sup>8</sup> v. B i l m o w s k y, Das römische Amphitheater zu Trier, im Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier vom Jahre 1855, rechnete sie zu der Ausschmückung des Amphitheaters. Er schreibt S.12: „Von der dekorativen Bemalung fanden wir in dem gewölbten Südeingang (dem sog. Kas-Keller), teils über, teils unter dem jetzigen Fußboden Spuren erhalten. Nachdem die Wandfläche gereinigt war, kam der glänzende Verputz mit den antiken Farben und seinen Ornamenten zum Vorschein: die Wände in dem tiefen schönen Gelb, das Gewölbe in Weiß, die Decke von der Wandfläche getrennt durch tiefrote, breite und schmale Bandstreifen, welche an der Mündung des Vomitoriums sich mit senkrechten Streifen kreuzten und das gefällige Motiv der trennenden Verzierung einschlossen. Fig.8 veranschaulicht die letzten überbleibsel gemalter Verzierung, welche schnell ganz verschwinden muß, da sie über der Erde von Moos und unter derselben von Salpeter verzehrt wird.“



PATRIS an Stelle des eckigen S, nichts mehr zu sehen. Der Buchstabe O ist rautenförmig mit dreieckigen Ansätzen auf den Ecken gebildet. Nur das O in Rotsvintda ist oval. Das S ist zum Teil (vornehmlich am Wortanfang) geschweift, z. T. eckig als eine Senkrechte mit oberem Querarm gebildet. In gleicher Weise ist das C eckig. Es sind griechische Formen. Das A hat zweimal schrägen, sonst dreieckigen Querarm, bei letzterem mit dreieckigem Zieransatz. Eine solche Verzierung hat auch das Mittelstück des M. Eigenartig ist der g-Laut in ego gebildet, wie ein F mit einem Haken. Für Ch ist das griechische Chi (X) angewendet. Die Punkte sind bereits oben erwähnt. Sie stehen am oberen Rand der Zeile, übrigens ebenso die größere Delle hinter XPI. Als Interpunktion kommt außerdem noch zweimal ein blattförmiges Zeichen vor: in der ersten Zeile hinter Nomine und hinter Rotsvintda. Als Abkürzungszeichen ist ein Querstrich verwendet, der über XPO, XPI und SPV liegt.

Aus der Art der Buchstabenformen und der Formelung des Textes kam, wie eingangs gesagt, Prof. E. Schröder auf den Zeitanfang 9. Jahrh. n. Chr.

überseht lautet die Inschrift: „In Christo Namen. Rotsvintda Magd Christi bin ich. Im Namen des Vaters und des Sohnes (und) des hl. Geistes, Amen, Allelu(j)a.“ Es spricht also die Scheibe gewissermaßen in eigener Person und beteuert — unter Anrufung der hl. Dreifaltigkeit<sup>9</sup> und in Christi Namen —: „Ich bin Rotsvintda, die Magd Christi“. Das besagt entweder: der Knochen ist (pars pro toto) die Sprecherin Rotsvintda selbst oder in der (angenommenen) Büchse, der die Scheibe als Deckel diente, war Gebein von ihr aufbewahrt und zur Verehrung durch die gläubige Gemeinde mit Liebe und Kunst hergerichtet, wie man es mit Reliquien von Heiligen und Märtyrern zu tun pflegte.

Für eine Ablehnung der ersteren Auffassung ist das Urteil von Professor Dr. Hilzheimer, Berlin, ausschlaggebend. Danach handelt es sich um ein Epiphysenteil eines Wirbels eines Walfisches, wie dieser Kenner allerdings mit einem gewissen Vorbehalt (weil die Knochenscheibe nicht leicht zu beurteilen sei), in seiner Diagnose sagt. Aber wenn man die Größe der Knochenscheibe berücksichtige und ferner die Struktur der feinen Spongiosa auf der Unterseite, bleibe das als einzige Erklärung übrig, der sich um ihre Ansicht befragte Kollegen angeschlossen hätten.

Es hat also die zweite Deutung zu gelten. Parallelen für diese Art sprechende Reliquiendeckel beizubringen, muß ich den christlichen Archäologen überlassen, die auf diesem Gebiete besser Bescheid wissen.

Wer die genannte Rotsvintda war, vermag ich nicht zu sagen. Mit der Klosterfrau Roswitha von Gandersheim im Braunschweigischen, der berühmten niedersächsischen Dichterin des 10. Jahrh., hat sie natürlich nur die Namensähnlichkeit gemein. Es ist ein offenbar seltener, ein altdeutscher Name (ahd. Hruodsuind), der uns einzig hier begegnet als der einer gottergebenen Dienerin des Herrn, einer Ancella (= Ancilla) Christi<sup>10</sup>.

<sup>9</sup> Vgl. dazu die Inschrift der Agelperga aus dem 8. Jahrh. bei Cabrol, Dictionnaire d'archéologie chrétienne I Sp. 1977.

<sup>10</sup> Auch Ada, die Schwester Karls d. Gr., der wir unsere herrliche Bibelhandschrift das „Goldene Buch“, den köstlichsten Schatz der Trierer Stadtbibliothek, verdanken, wird in den Versen am Schluß des Buches, die das vermelden, ancilla christi genannt. G. Renténich, Ada ancilla dei, Trierische Chronik n. F. 4. Jahrg. 1908 Nr. 10. Ancilla erscheint seltener in dieser Verbindung mit Christi, als mit Dei, kommt auch mit beiden zusammen vor. „ancilla dei et Christi“ in einer Grabchrift der 12jährigen Pretiosa vom Jahre 401 aus der Krypta des Cornelius in Rom, Cabrol Bd. I S. 1974 nach De Rossi, Inscriptiones christianae urbis Romae. I. Nr. 497.



über die Mägde Gottes, eine bestimmte Gattung frommer Menschen, die ihr Leben Gott geweiht haben, belehrt uns G. Rentenich<sup>11</sup> wie folgt: „Schon in apostolischen Gemeinden finden wir Jungfrauen und Witwen, die unter Verzicht auf den Ehestand ihr ganzes Leben den christlichen Idealen gewidmet haben. Sie heißen *deo devota* oder *sacrata*, *canonica*, sehr häufig *ancilla dei* (vgl. Leclercq bei Cabrol Bd. I s. v. *Ancilla dei* und Schäfer S., Die Kanonissenstifter S. 25 ff.). Die wenigen gottgeweihten Frauen der alten Kirche, die wir näher kennen, waren reiche und vornehme Damen. Sie lebten oft im Hause ihrer Angehörigen oder in eigenem Palast. Diese Einrichtung der alten Kirche hat Bestand gehabt. Unzähligemal werden noch in der merowingischen und karolingischen Zeit die Sanctimonialen oder *ancillae dei* genannt, die allein in ihrem eigenen Hause in der Ortschaft oder auf dem Lande wohnen und den Schleier genommen haben, um ein nur Gott geweihtes Leben zu führen.“

Solch eine fromme Frau aus altdeutschem Geblüt war auch die trierer Kotsvintda. Sie ist, wie uns die Knochenscheibe aus dem Arenakeller lehrt, als heiligmäßig angesehen worden, ihre Gebeine sind gehoben, kostbar geschmückt und als Reliquien verehrt worden. Vielleicht ist der Gedanke nicht zu gewagt, daß sie zu Märtyrern gehört, die im Amphitheater ihr Leben lassen mußten und später am Orte ihres Blutopfers Verehrung gefunden haben.

## Ein gotischer Meßkelch des 14. Jahrhunderts.

Von F. Hardy, Trier.

(Hierzu Taf. X 2 u. 3.)

Ein Kunstkenner unserer Zeit hat wenig Aussicht, als der Erste auf noch unbekannte große Meisterwerke zu stoßen. Trotzdem wird unser geistiger Besitz an Kunstwerken immer größer, da dem Erdboden immer wieder aus den Grabstätten versunkener Kulturen unbekannte Kunstwerke entsteigen, wie uns die Ausgrabungen der letzten Jahre im In- und Auslande zur Genüge beweisen. Eine Neuentdeckung ist auch der hier in aller Kürze veröffentlichte, mit Patene und Löffelchen erhaltene Meßkelch (Taf. X 2 u. 3), der seit über drei Jahrzehnten ein verborgenes unbekanntes Dasein führt. Auf die Spur führte mich ein Hinweis im Testament des Stifters F. K. Kraus, der den gotischen Meßkelch ursprünglich einer hiesigen Pfarrei hinterlassen wollte, in einem Nachtrag diese Verfügung jedoch wieder aufhebt, zugunsten der Stadt Trier. Der Kelch ist 14,5 × 9 cm groß, Silber vergoldet und dürfte um 1380 entstanden sein. Die Patene hat einen Durchmesser von 12 cm, der Löffel ist 6,5 cm lang. Der Schaft des Kelches und die Umrandung des achteckigen Fußes ist mit gestochenen Ornamenten versehen. Auf einem der acht Felder befindet sich ein kaum mehr als 1 cm großer, jedoch gut gearbeiteter Korpus. Den weitaus größten Teil des Fußes nimmt jedoch folgende Inschrift ein: „*elizabeth mat dni winadi poris cartvs treveres*“ Elisabeth Mutter des Herrn Wynandus Prior des Karthäuserklosters in Trier. Diese Inschrift führte mich zu einer interessanten Feststellung, denn in einer in der Stadtbibliothek aufbewahrten alten Handschrift von 1765 wird dieser Herr Wynandus als Prior der Karthause St. Alban von Trier ausdrücklich erwähnt und gewürdigt.

Der im Jahre 1084 von dem hl. Bruno (Köln) gegründete sehr strenge Orden taucht erstmalig im Jahre 1335 in Trier auf. Als sein Begründer ist Kurfürst Balduin (1285—1354) anzusehen. Balduin hatte den Orden auf dem Michelsberg bei Mainz kennen gelernt und er beschloß diesem in seiner Diözese ein Haus zu gründen.

<sup>11</sup> G. Rentenich a. a. O. S. 149.